

Gerüche – zwischen Abfall und Stimulans

Ein olfaktorischer Streifzug durch Wiens Geschichte und Gegenwart

Peter Payer

1. Stadt und Gerüche
2. Die aktuelle Geruchslandschaft
3. Reodorisierungstendenzen
4. Quellen

In der Rangordnung der Sinne gilt der Geruchssinn als *niederer* Sinn. Als extremer Nahsinn, der – im Unterschied zu Gesicht und Gehör – erst bei verringerter Distanz seine volle Aufnahmefähigkeit entfaltet, wurde er in der Geschichte der westlichen Zivilisation aufs Engste mit den Bereichen der Animalität und – seit Freud – der Analität in Verbindung gebracht, was zu einer nachhaltigen Diskreditierung und sozialen Ächtung der olfaktorischen Wahrnehmung führte. Schon für Immanuel Kant war daher der Geruchssinn eindeutig der entbehrlichste und undankbarste unter den Sinnen, da er weit mehr mit *Gegenständen des Ekels als der Annehmlichkeit* – wie er formulierte – zu tun habe, und wenn schon ein Genuss zu bemerken, dieser immer nur flüchtig und vorübergehend sei [8]. Diese Flüchtigkeit erweist sich als paradoxes Charakteristikum, ist sie doch einerseits eine wesentliche Voraussetzung für die Auslösung eines olfaktorischen Reizes – wer sich ständig in einem bestimmten Geruchsmilieu aufhält, riecht dieses bekanntermaßen nicht mehr –, andererseits ist es gerade dadurch besonders schwer, Gerüche wissenschaftlich, technisch oder planerisch *in den Griff zu bekommen*.

Eine – neurologisch bedingte – Konstanz gibt es allerdings: Der Vorgang des Riechens ist untrennbar mit jenem des Erinnerns verknüpft, Gerüche stellen geradezu Katalysatoren der Erinnerung dar. Arthur Schopenhauer bezeichnete den Geruchssinn denn auch als den *Sinn des Gedächtnisses (...), weil er unmittelbarer, als irgend etwas Anderes, den spezifischen Eindruck eines Vorganges, oder einer Umgebung, selbst aus der fernsten Vergangenheit, uns zurückruft* [19]. Die Nase also, als unser eigentliches *Erinnerungsorgan*? Wer kennt sie nicht, die oft schon vergessen geglaubten Kindheitseindrücke, die sich durch plötzlich heranwehende Düfte schlagartig vergegenwärtigen. Heinz Janisch hat dazu ein interessantes Buch herausgebracht [6], für Marcel Proust war's der Anstoß, sich auf die Suche nach der verlorenen Zeit zu begeben.

Kap. 1.

Stadt und Gerüche

Dass Erinnerungen mit beinahe jedem Atemzug ausgelöst werden können, ist auch für den Umgang mit Gerüchen im Kontext der modernen, zunehmend verdichteten und komplexer organisierten Großstadt von Bedeutung, in der es vor allem um die Regulierung und Kontrolle alles Riechenden geht.

Hier ist zunächst einmal auf den Begriff der *Atmosphäre* zu verweisen, als Bezeichnung für Lufthülle, aber auch für das Flair und die Ausstrahlung eines Ortes. Gernot Böhme, der die einzelnen Komponenten untersuchte, die eine urbane Atmosphäre ausmachen, versteht diese als das *spürbare* Charakteristikum einer Stadt, wahrgenommen in erster Linie aus der Perspektive des Fremden. Gerüche sind das wesentlichste Element der Atmosphäre, sie hüllen uns ein, sind unausweichlich und sind damit, so Böhme, jene Qualität der Umgebung, die einem am tiefgreifendsten spüren lässt, *wo* man sich befindet. Gerüche machen es möglich, Orte zu identifizieren und sich mit Orten zu identifizieren [2].

Düfte und Gerüche als omnipräsente Luft-Ingredienzien charakterisieren Städte unmittelbarer und vor allem auch nachhaltiger als die Sinneswahrnehmungen durch Auge oder Ohr. Sie prägen sich tiefer im Gedächtnis ein und ermöglichen so den Effekt der Wiedererkennung. Aus vielen historischen Reiseberichten geht hervor, dass die Wahrnehmung von Gerüchen zu jenen Eindrücken gehört, die auf das Unmittelbarste mit dem Erleben einer Stadt verbunden sind. Manche Reisende konnten die von ihnen mehrmals besuchten Städte denn auch sofort an ihrem spezifischen Duft erkennen. So meinte man einst, Athen sei stauig, Jerusalem rieche innerhalb der Festungsmauern nach Hammel und Öl, Palermo nach Zitrusfrüchten, Kairo nach billigem, gegerbtem Leder, Delhi nach feuchter Erde, Bangkok nach Baumharzen und Weihrauch, Djakarta nach Blumen [4].

Das autochthone Geruchsbild einer Stadt, geprägt von den jeweiligen geografischen Gegebenheiten und den wirtschaftlich-kulturellen Aktivitäten der Bewohner, war allerdings in der Vergangenheit weit präsenter als heute – auch in Wien. Wenngleich es meiner Meinung nach keinen spezifischen Wien-Geruch gab, der diese Stadt grundlegend von vergleichbaren europäischen Metropolen unterschied. Was es bis ins 19. Jahrhundert im Unterschied zu heute gab, waren weit aus stärkere regionale Differenzen innerhalb des Wiener Stadtgebietes. So hatten manche Vorstädte ein durchaus eigenständiges Geruchsprofil. Ein Beispiel: Alfred Freiherr von Berger, renommierter Dramaturg und später Direktor des Wiener Burgtheaters, schrieb in seinen 1910 veröffentlichten Erinnerungen: *Zu Metternichs Zeit war der asiatische Charakter der Landstraße noch viel merkbarer als heute; da begegnete man auf dem Rennweg noch den von slovakischen Treibern in Zwillchmitteln geleiteten Schweineherden und schwerfälligen Büffelgespannen, und der Geruch dieser Tiere verbreitete asiatische Stimmung* [24].

Es gab aber auch Gerüche, die sich mehr oder weniger intensiv über die ganze Stadt ausbreiteten und beinahe allgegenwärtig waren. Dazu gehörten u.a.:

- der Gestank nach dem Kot und Urin der Pferde – um 1900 gab es rund 42.000 Pferde in Wien, Militärpferde und Hof nicht mitgerechnet –,
- der Geruch nach Staub – Ende 1907 war erst die Hälfte der Straßen gepflastert; die immer wieder beklagte *Staubplage* war insbesondere im Sommer gewaltig, sodass schließlich sogar eine eigene *Gesellschaft zur Bekämpfung des Straßenstaubs* gegründet wurde –,
- der Geruch nach Rauch, ausgestoßen aus den Rauchfängen der Wohnhäuser und den Schloten der Gewerbe- und Industriebetriebe.



Bild 1: Gross-Wiener Bilderbogen, 1890

Quelle: Glühlichter. Humoristisch-satirisches Arbeiterblatt, Nr. 20/1890

Die seit Ende des 18. Jahrhunderts immer wichtiger werdenden Erkenntnisse der Stadthygiene verlangten angesichts der Bedrohungen durch die so genannte *miasmatische Infektion* wirksame Strategien zur Beseitigung des allgegenwärtigen Gestanks: Es entstand ein dichtes und weit verzweigtes Kanalnetz, das den Geruch der Kloaken in den Untergrund verbannte; die Flüsse, allen voran Wienfluss und Donaukanal, wurden kanalisiert und zum Teil überwölbt, die Straßen durch Pflasterung abgedichtet und regelmäßig gereinigt. Man errichtete öffentliche Bedürfnisanstalten, führte eine regelmäßige Müllabfuhr ein und verbesserte die Luftzufuhr durch den Abbruch der Stadtmauern und die Anlage von geraden Straßen und großen Plätzen. Besonders stinkende Gewerbebetriebe wurden verboten, die Fabriken mit immer höheren Schloten ausgestattet und zunehmend an die Peripherie verlagert, ebenso wie die Mülldeponien und Friedhöfe. Innerstädtische Parks und Grünanlagen sowie ein großzügiger Wald- und

Wiesengürtel wurden zur Erholung für die leidgeprüfte Nase des Großstädtlers angelegt. Die olfaktorische Stadtlandschaft wurde auf diese Weise völlig neu strukturiert und gestaltet [16]¹.

Oberstes Ziel war die Senkung der in Wien überdurchschnittlich hohen Sterblichkeitsrate, die Eindämmung von Krankheit und Tod. Gerade der Gestank von Moder, Verwesung und Zerfall wurde als bedrohlichster von allen empfunden. Jeder Friedhof, jedes Spital, jedes Gefängnis, jeder Schlachthof, jeder Mistplatz war ein allzu eindringliches *memento mori*. Gleichzeitig damit wurde auch das Animalisch-Triebhafte, die Wildnis, die unkontrollierbare Macht der Natur, in den Hintergrund gedrängt. Die Tiere mit ihren herben Ausdünstungen verschwanden aus dem Stadtbild, ungeordnet vor sich hin wuchernde Naturbereiche wurden sukzessive verbaut oder wichen durchgeplanten, künstlich angelegten Grünanlagen.

Auch im Sozialen kam es zu nachhaltigen Veränderungen. Wenngleich die moderne Bakteriologie schon bald zur Erkenntnis gekommen war, dass nicht alles krank macht, was stinkt – 1883 entdeckte Koch den Cholera-Erreger, 1884 Gaffky den Typhus-Bazillus –, so blieb der Geruch doch ein Mittel der sozialen Identifikation.

Der Soziologe und Philosoph Georg Simmel charakterisierte den Geruchssinn als *disoziiierenden Sinn*, der wesentlich für die Distanziertheit des modernen Großstadtmenschen verantwortlich sei. So war die soziale Frage seiner Meinung nach *nicht nur eine ethische, sondern auch eine Nasenfrage: Daß wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die intimste Wahrnehmung seiner, er dringt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Innerstes ein, und es liegt auf der Hand, daß bei gesteigerter Reizbarkeit gegen Geruchseindrücke überhaupt dies zu einer Auswahl und einem Distanznehmen führen muß, das gewissermaßen eine der sinnlichen Grundlagen für die soziologische Reserve des modernen Individuums bildet* [20].

Die Nase fungierte als entscheidendes Distinktionsorgan, das auch sozialen Abstand von jenen Menschen forderte, deren räumliche Nähe man zu meiden trachtete. Sie wurden für stinkend erklärt und gesellschaftlich stigmatisiert. An deren Existenz wollte man möglichst nicht erinnert werden. Dies traf auf Kranke, Gefangene, Bettler und Obdachlose ebenso zu wie auf Angehörige jener Berufsstände, die übel riechende Arbeiten verrichteten wie Lumpensammler oder Kanalaräumer. Das Urteil der Nase über diese *Kumpanen des Gestanks* wurde letztlich auf alle Angehörigen der sozialen Unterschicht ausgedehnt. Es trug mit bei zu einer, in ihren Grundzügen bis heute existenten sozialräumlichen Gliederung des Wiener Stadtgebietes. Dabei wäre es interessant, einmal zu untersuchen, wie sehr sich die Sensibilität für Gerüche etwa in Döbling von jener in Favoriten unterscheidet und welche tradierten Wahrnehmungsschemata dabei eine Rolle spielen. Ich verweise hier nur auf ein Zitat von Peter Altenberg, der 1915 notierte: *Edlere Frauen sollten unbedingt immer in der Natur bleiben oder in der heiligen Einsamkeit ihres Zimmers. Überall sonst stinkt es!* [zitiert nach 18].

¹ Eine ausführliche Analyse der einzelnen Desodorierungsmaßnahmen findet sich in [16].

Die eingeleiteten Desodorisierungsmaßnahmen waren relativ erfolgreich. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte man bereits wieder durch viele Stadtteile Wiens flanieren, ohne sofort von üblen Ausdünstungen überwältigt zu werden. Es gab aber auch Gerüche, deren Beseitigung aus ökonomischen Gründen weit weniger energisch in Angriff genommen wurde, wie der Rauch der Fabriksschlote und der Benzingeruch des gerade aufkommenden Automobils. Zu sehr waren diese Gerüche mit ökonomischem Wohlstand, Fortschritt und Freiheit konnotiert, als dass sich hier rigorose Maßnahmen durchsetzen ließen. Erst in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts kommt es im Zuge der Umweltschutzbewegung zur massiven Kritik und letztlich erfolgreichen Reduzierung dieser Gerüche.

Kap. 2.

Die aktuelle Geruchslandschaft

Heute stellt die Wiener Luft ein international verbreitetes Geruchseinerlei bestehend aus Autoabgasen, Industrieemissionen und Hausbrand dar. Das ehemals schillernde Geruchspanorama ist einem monotonen Dunst gewichen. In der urbanen Betriebsamkeit dominieren mittlerweile die visuellen und akustischen Reize eindeutig über die olfaktorischen. Eine Orientierungsfunktion kommt der Nase in der Stadt nur noch sehr bedingt zu, sieht man einmal von jenen großflächigen Geruchszonen ab, die sich aus der naturräumlichen Gliederung des Stadtgebietes ergeben, wie den Wienerwald oder die Auegebiete der Donau.

Will man die in der Stadtluft vorhandenen Schadstoffe in Erfahrung bringen, ist man auf seine Augen angewiesen. Von weitem sichtbare Anzeigetafeln informieren darüber, was die Nase nur schwer zu differenzieren imstande ist. Dass nun gerade das Ozon als geruchloses Gas in den letzten Jahren zu einem der bedrohlichsten Stoffe in der Luft geworden ist, bringt die weitgehende Überflüssigkeit des Gebrauchs der Nase in der Stadt auf den Punkt.

Olfaktorische *Merkzeichen* – im Sinne von Kevin Lynch –, die eine genauere Verortung im Stadtgebiet erlauben, gibt es nur noch wenige. Am ehesten ist dies noch bei den Düften auf den größeren Märkten der Fall, oder bei den Gerüchen der industriellen Genussmittelproduktion. Man denke hier etwa an den Schokoladenduft der Manner-Fabrik in Hernals, den süßlichen Malzgeruch der Ottakringer Brauerei oder den herben Duft der Meindl-Kaffeerösterei ebenfalls in Ottakring. Seit über hundert Jahren gehören diese Düfte zur Identität der Grätzler rund um die Fabriken, weshalb sie für viele Bewohner auch eng verbunden sind mit einem Gefühl von Vertrautheit, ja Heimat.

Hier, in der bis heute proletarisch geprägten Vorstadt, kann man auch noch vielfach jenen typischen *gründerzeitlichen Armutsgeruch* wahrnehmen, der den alten Mauern der abgewohnten Häuser, den engen Höfen, finsternen Stiegenhäusern und muffigen Durchgängen entströmt. Der Schriftsteller Gert Jonke persiflierte dieses Aroma einmal in einer Kurzgeschichte über den Hernalser

Geruch, für ihn ein Sinnbild einer dumpfen Lebens- und Denkweise. Er schreibt: *Ein Hernalser Kartoffelsalat riecht genauso nach Hernals wie ein Hernalser Wienerschnitzel nach Hernals riecht. Wahrscheinlich hängt der Hernalser Geruch mit den Hernalser Mauern, Hernalser Höfen, Hernalser Gassen, Hernalser Kanalöffnungen und Hernalser Wirtshäusern zusammen, derart zusammen, daß man sofort bemerkt, daß es ein Hernalser Geruch ist, wie es auch durchaus möglich ist, eine Hernalser Kanalöffnung oder ein Hernalser Gasthaus von einer Kanalöffnung, die sich nicht in Hernals befindet, oder von einem Gasthaus, das sich nicht in Hernals befindet, zu unterscheiden* [7].

Einem anderen *historischen* Geruch kann man – in zumeist hochkonzentrierter Form – in einigen öffentlichen Bedürfnisanstalten begegnen. Vor allem die Pissoirs, von denen manche schon über hundert Jahre alt sind, verströmen im Sommer eine überaus markante Gestankswolke, die sich in sämtlichen Poren dieser Anstalten festgefressen zu haben scheint. Die Ausdünstungen aus den Kanälen wiederum lassen sich bisweilen unfreiwilligermaßen in Transdanubien nachempfinden, wo es überdurchschnittlich häufig zum Austritt von Gasen aus dem Kanalnetz kommt (Bild 2). Die Gründe für diese deutliche regionale Konzentration sind u.a. die geringe Fließgeschwindigkeit der Abwässer aufgrund der eher flachen Geländeneigungen, weniger Hausanschlüsse aufgrund der eher lockeren Bebauung und damit die fehlende Möglichkeit der Entlüftung über Dach sowie der relativ geringe Anteil an Bachwasser, das die Abwässer verdünnen und die Sauerstoffkonzentration erhöhen könnte [1]. Unwillkürlich lebt hier die Erinnerung an Krankheiten und Seuchen wieder auf, weshalb diesen Gerüchen denn auch seitens der öffentlichen Verwaltung erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. So wurde in der Magistratsabteilung 22 – Umweltschutz das so genannte *Geruchsprojekt* ins Leben gerufen, das sich mit der Aufklärung von *nicht zuordenbaren Geruchswahrnehmungen* beschäftigt. Mit großem Erfolg, wie Aufklärungsdaten von sechzig bis siebzig Prozent belegen [23].

Etwas von der Angst und dem Grauen, das der aus unserer Zivilisation für verbannt gehaltene Geruch des Todes nach wie vor auszulösen imstande ist, konnte man im Übrigen nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 in New York erleben. In so gut wie jeder Reportage wurde auf die drastisch veränderte Geruchskulisse der Großstadt hingewiesen, auf die auch noch Wochen danach über *Ground Zero* aufsteigenden Rauchwolken, die ihren schweren, süßlich-scharfen Geruch überall verbreiteten [9]. Das Grauen in Manhattan konnte man riechen, aber nicht unmittelbar sehen, schrieb die Journalistin Ute Thon [21]. Die Angst vor weiteren Terroranschlägen mit chemischen oder biologischen Waffen führte bei der amerikanischen Bevölkerung auch noch danach zu einer kurzfristigen Hypersensibilität für Geruchsempfindungen [10].

An die im Normalfall vorhandene Geruchskulisse hat man sich als Stadtbewohner auch in Wien längst gewöhnt, wenngleich auch hier immer wieder überraschende Gestanksattacken zu verzeichnen sind, die zu massiver Verunsicherung der Bevölkerung – und heftigen Beschwerden bei der Stadtverwaltung – führen.



Bild 2: Karte von Wien mit jenen Bereichen (schwarz eingezeichnet), in denen Geruchsbelästigungen aus Kanälen gemeldet wurden

Quelle: Perspektiven Nr. 10/1999

Man denke etwa an jene nach Fäkalien riechende Wolke, die sich im Frühjahr 1996 über weite Teile der Stadt ausbreitete und die sich letztlich als ungefährlich und Folge der auf den Äckern in der Umgebung Wiens aufbrachten Düngung erwies [13]; oder an den Abend des 12. Juni 2001, als ein *Gestanksalarm* in der U-Bahnlinie 1 zu einer vorübergehenden Einstellung fast des gesamten U-Bahnnetzes führte. Zunächst dachte man an ein Stinkbomben-Attentat, später stellten sich erhitzte Schmiermittel als Ursache dafür heraus [12].

Von solchen olfaktorischen Schockerlebnissen einmal abgesehen, scheint es allerdings auch so etwas wie eine Sehnsucht nach anderen Duftnoten als die in der relativ geruchsarmen Stadtatmosphäre üblicherweise vorherrschenden zu geben. Denn immerhin empfinden laut Statistik rund zwei Drittel der Wiener Bevölkerung die Luft in ihrer Stadt als unsauber [11]. Und auch die große Zahl an Menschen, die jedes Wochenende der Stadt entfliehen, verdeutlicht das dringende Bedürfnis nach – zumindest kurzfristiger – *Luftveränderung*. Da dies keineswegs mit der tatsächlich gemessenen Qualität der Stadtluft korreliert, die – international verglichen – in Wien als sehr gut bezeichnet werden kann, ist dies vielleicht nicht ganz unzutreffend als Sehnsucht nach einem Geruchsmilieu mit anderen, eben nicht urbanen Ingredienzen zu interpretieren.

Kap. 3.

Reodorisierungstendenzen

Auf derartige Sehnsüchte rekurren auch jene Maßnahmen, die auf eine partielle Beduftung des Stadtraumes abzielen. Bereits in der Vergangenheit wurden an manchen Orten regelrecht Geruchsumwandlungen vorgenommen. Mülldeponien wurden mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt – 1928 entstand so der Kongreßpark, 1961 der Donaupark –, Friedhöfe wurden als Parkanlagen angelegt. Mit dem wohlriechenden Duft der Pflanzen geriet der bedrohliche Gestank des Zerfalls in Vergessenheit. Berühmtestes Beispiel: Der Duft des Flieders am St. Marxer Friedhof.

Ganz bewusst wurden auch in jüngster Zeit im Zuge der Neugestaltung von Parkanlagen neben optischen auch olfaktorische Sinneseindrücke berücksichtigt. So geschehen vor einigen Jahren im Rochuspark oder beim Umbau des Urban-Loritz-Platzes. Bei letzterem wurden im angrenzenden Park mehrere Kräuterbeete angelegt, die den Besucher mit dem Duft nach Lavendel und Salbei erfreuen sollen. Derartige künstliche Reservate, zu denen auch die Rosarien im Volksgarten oder an der Brigittenauer Lände zählen, stellen bunte Geruchsinseln inmitten des grauen Ozeans der Stadtluft dar. Sie fungieren als wohltuende Speicher, in denen Erinnerungen an in der Stadt nur mehr marginal mögliche Natur und damit Riecherlebnisse wachgehalten werden. Der Künstler Lois Weinberger spricht in diesem Zusammenhang treffend von Gerüchen als *Speicher für die Gefühle der Zukunft* [zitiert nach 6, S. 184].

Insgesamt gesehen handelt es sich bei derartigen Bemühungen um bescheidene, lokal eng begrenzte Maßnahmen, die seitens des Stadtgartenamtes oder einiger engagierter Landschaftsplaner unternommen wurden. In der Wiener Stadtplanung spielt die Frage des Geruchs ansonsten so gut wie keine Rolle. Im Unterschied zu Deutschland übrigens, wo in München bereits 1993 eine *Duftkarte* erstellt wurde, die den Stadtplanern seither als Entscheidungsgrundlage dient [17].

Maßnahmen zur künstlichen Beduftung der U-Bahnsteige, wie sie aus Paris bekannt sind, wurden in Wien bislang nicht erprobt, und dies, obwohl vor allem in der U-Bahnlinie 1 immer wieder intensive Gestanksbeeinträchtigungen zu verzeichnen sind. In Londons U-Bahnstationen experimentierte man unlängst mit unzähligen, winzig kleinen Duft-Beutelchen, die ein Bouquet von Rosen, Jasmin und Lavendel, von frischen Zitrusfrüchten und herbem Waldgeruch verströmen [15].

Die allgemeine Tendenz, wie sie von den Kulturwissenschaftlern Classen, Howes und Synnott Mitte der neunziger Jahre formuliert wurde, scheint klar: *Gerüche werden aus unserer Gesellschaft weitgehend eliminiert und sodann wiedereingeführt als abgepackte Mittel zur Belebung der Phantasie, als Werkzeuge zur Wiederentdeckung und Wiedererschaffung eines Körpers, einer Identität, einer Welt, von der man sich bereits unwiderruflich entfremdet hat* [3].

Beträchtliche olfaktorische Auswirkungen hat die auch in Wien in den letzten Jahren zunehmende kommerzielle Nutzung des öffentlichen und halböffentlichen Raumes, als deren Folge vor allem Essensdüfte zum immer häufigeren Begleiter

durch die Stadt werden. Repräsentative Plätze wie der Rathausplatz, aber auch größere Einkaufsstraßen, Shopping- und Entertainment-Center werden zu kulinarischen Konsum- und Erlebniszonen umgestaltet, die Schnittstellen des öffentlichen Verkehrsnetzes immer dichter mit Fast-Food-Läden bestückt². Besonders drastisch zeigt sich diese Entwicklung in den Unterführungen, in denen die Düfte nach frischen Backwaren, Pizza, Kebab oder Kaffee sich zu einem, aufgrund der relativen Einhausung doch recht beständigen Geruchsamalgam mischen. Manche Orte erhalten damit erneut eine überaus charakteristische Duftnote, man denke etwa an den mittlerweile berühmten *Kangal-Duft* im Jonas-Reindl [5].

An die Stelle der bedrohlichen *Miasmen* des 19. Jahrhunderts sind, so lässt sich postulieren, stimulierende Essenserüche getreten. Diese olfaktorischen Emanationen unserer Konsum- und Wohlstandsgesellschaft sind unbedenklich zu genießen, rufen – im Regelfall – keine unangenehmen Assoziationen hervor. Die vorhin erwähnten *historischen* Gerüche der fabrikmäßigen Erzeugung von Genussmitteln gehören ebenfalls in diese Kategorie und sind wohl nur deswegen überhaupt noch vorhanden und gesellschaftlich akzeptiert. Ähnliches gilt für den im Winter mit wohltuend-vertrauter Regelmäßigkeit heranwehenden Duft nach gebratenen Maroni. Von den unzähligen Händlern, die im 19. Jahrhundert ihre Waren auf den Straßen der Stadt darboten, ist bezeichnenderweise der Maronibrater als einziger bis heute übriggeblieben.

Akzeptiert müssen die Gerüche in einer Fremdenverkehrsstadt wie Wien nicht zuletzt von den Touristen werden. Die unter touristischen Gesichtspunkten vorgenommene Umgestaltung der Stadt hinterlässt auch im Olfaktorischen ihre Spuren. Gerüche werden auch hier zunehmend als Attraktionsmittel erkannt und zur Intensivierung des Erlebnisgefühls eingesetzt. Etwa bei der *Opera Toilet Vienna*, einer unterirdischen Bedürfnisanstalt, die laut privater Betreibergesellschaft explizit als *Stätte der Sinne* gestaltet wurde. Potentielle Kunden werden hier nicht nur mit Jugendstil-Plakaten und Verdi-Arien angelockt, sondern auch mit einem – natürlich künstlich erzeugtem – Frischeduft [22].

Ähnlich, allerdings geruchlich etwas riskanter, verhält es sich bei den begehrten Führungen in das Wiener Kanalnetz, in die Welt des Dritten Mannes, wo man vom süßlichen Duft der Kanäle umfungen wird: ein leiser olfaktorischer Kitzel und Schauer, ein kokettes Spiel mit Abscheu und Ekel, wohldosiert und zeitlich begrenzt. Und schließlich werden auch die betörenden, anachronistisch anmutenden Duftspuren, die die Fiaker durch Wien ziehen, für die Fahrgäste bisweilen zu erlebnissteigernden, Authentizität vermittelnden Stimulanzen. Wenn gleich gerade in diesem Fall die Toleranzgrenzen mittlerweile überschritten sind, wie die jüngste Diskussion um die so genannten Pooh-Bags, im Volksmund scherzhaft *Pferdewindeln* genannt, zeigt [14].

Von der Atmosphäre der Stadt wird heutzutage Sterilität und Unaufdringlichkeit erwartet. Es ist der herrschende Konsens über den Wert der erfolgreichen

² Auf die radikale Umgestaltung der Städte im Gefolge eines extensiven Shopping-Booms wies jüngst auch Rem Koolhaas in seiner umfassenden Studie *Harvard Design School Guide to Shopping* hin.

Desodorisierung, der einen wesentlichen identitätsstiftenden Faktor darstellt, über den sich die moderne Stadtgesellschaft olfaktorisch definiert und ihrer historischen Verdienste gewahr wird.

Kap. 4.

Quellen

- [1] Atanasoff-Kardjalieff, K.; Schattovits, G.: Grundlagenforschung zur Geruchsbelästigung aus Kanälen. In: Perspektiven. Nr. 10/1999, S. 12-13
- [2] Böhme, G.: Die Atmosphäre einer Stadt. In: Breuer, G. (Hrsg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit. Frankfurt, Main, Basel, 1998, S. 150
- [3] Classen, C.; Howes, D.; Synnot, A.: Aroma. The cultural history of smell. London, New York, 1997, S. 205 (Übersetzung P.P.)
- [4] Faure, P.: Magie der Düfte. Eine Kulturgeschichte der Wohlgerüche. München, 1993, S. 270
- [5] Holzer, F.: Der Duft des Jonas-Reindls. In: Der Standard. 2.3.1998
- [6] Janisch, H. (Hrsg.): Salbei & Brot. Gerüche der Kindheit. Wien, 1992
- [7] Jonke, G.: Hernalser Wirtschaftsphilosophie. In: Ders.: Himmelstraße – Erdbrustplatz oder Das System von Wien. Salzburg, Wien, 1999, S. 59-60. (EA 1970)
- [8] Kant, I.: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Hrsg. von Karl Vorländer. Hamburg, 1980, S. 53-54
- [9] Lueken, V.: Die Wolke sieht man überall. Splitter einer veränderten Stadt. In: FAZ, 15.09.2001, S. 45
- [10] Male, E.: Jeder wurde empfindlicher für Gerüche und Gerüchte. In: Die Presse. 13.10.2001, S. 3
- [11] N.N.: Der Standard. 13.5.1995, S. 7
- [12] N.N.: Der Standard, 15.6.2001, S. 10; 16./17.6.2001, S. 12
- [13] N.N.: Rathauskorrespondenz vom 24.4.1996
- [14] N.N.: Neues Fiakergesetz, alte Probleme. Der Mist liegt weiter auf der Straße. In: Die Presse. 14.10.2000, S. 13
- [15] N.N.: Londons U-Bahnen duften anders. In: Der Standard. 2.5.2001, S. 5
- [16] Payer, P.: Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen. Wien, 1997, S. 61-166
- [17] Reinsch, D.: Ein Stadtplan der Gerüche. München hat die erste Duftkarte Deutschlands. In: Bauwelt, Heft 32/1993, S. 1688-1690
- [18] Rusch, B.: Eine Frage des Dufts. In: Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank. Hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH. Göttingen, 1995, S. 17
- [19] Schopenhauer, A.: Die Welt als Wille und Vorstellung II. 1. Teilband. Zürich, 1977, S. 41-42
- [20] Simmel, G.: Exkurs über die Soziologie der Sinne. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/Main, 1999, S. 734-735
- [21] Thon, U.: Post aus New York. New York, 19.09.01: Ground Zero. [www://perlentaucher.de/artikel](http://perlentaucher.de/artikel) (Zugriff am 27.09.2001)
- [22] Wurmdobler, C.: Bei Bedürfnis: Loge. In: Falter, Nr. 40/2000, S. 72-73
- [23] Wurmdobler, C.: Üble Gerüche. In: Falter. Nr. 50/2001, S. 85
- [24] von Berger, A. Freiherr: Buch der Heimat. Bd. 2. Berlin, 1910, S. 64